Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 36

Artikel: Renate [Fortsetzung]

Autor: Storm Theodor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642182

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36, IX. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 6. September 1919

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Der späte Wandrer.

Von Richard Schneiter.

Ein später Wandrer pfeift mit Macht
Und singt und jubelt vor sich hin
Und füllt die seelenlose Nacht
Mit lebensvollen Melodien.

An meinem Haus zog er vorüber,
Es klang sein Lied in stetem Fluß
Dem Wasser gleich, das immer wieder,
In ew'ger Freude, rauschen muß.

Beim schönen Licht der weißen Sterne
Ist Schritt und Lied dahingegangen —
Mit stillen Armen hat die Ferne
Den wohlgemuten Mann empfangen.

Renate.

Von Theodor Storm.

Nur das Moor liegt zwischen hier und dorten, ein Vogel mag sich bald hinüberschwingen; aber auch wohl dreißig Jahre sind seit jenem Tag zur Ewigkeit gegangen — ohne sie zu mehren; denn nur der Mensch ist in der Zeitlichkeit — im Dorfe Ostenfelde sitze ich hier als ein zu früh mit Körperschwäche befallener emeritus und leidiger Kostgänger bei dem pastor loci, meinem lieben kerngesunden Vetter Christian Mercatus. Hätte somit der Muße genug, um, wie meine übrigen Lebensumstände, so auch die Vorgänge jenes Nachmittags aufzuzeichnen. Lieget mir selbiger doch gleich einem Ueberschwang holdseliger Erinnerung im Gemüte; habe auch einen ganzen Bogen Papieres dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Küster schneiden lassen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu sehen als vor mir einen einsamen Weg zwischen grünen Knicken, der sich allgemach zum Wald hinaufwindet. Weiß aber wohl, es ist der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und ist mir, als wehe noch ein sommerlich Düften von Geißblatt und Hagerosen um mich her. — —

„Renate!" sagte ich, nachdem wir lange stumm dahingeschritten.

„Ja, Herr Studiosi?" Sie hatte den Kopf gewandt und hielt die dunkeln Augen mir entgegen.

Da wußt' ich nimmer, was ich sagen sollte, und dachte doch: „Es muß nicht gelten, daß ein Studierter und zukünftiger Kanzelmann einem Bauerdirnlein gegenüber also den Text verlieret." Aber selbiges Dirnlein war ja der Engel von St. Jürgens Bildnis, und so fiel's mir bei: „Renate," frug ich, „habet Ihr denn itzo keinen Hund auf Eurem Hofe?"

„Einen Hund? Nein, Herr Studiosi; es wollt' nicht gehen mit dem Aufziehen. Ich mag auch keinen, seit sie meinen Türk gestohlen haben."

—„Ich mein' aber, der Türk habe dem Küster in Husum zugehört?"

„Freilich; aber er hatte sich mir zugewöhnt und ist mir nachgelaufen; da hat ihn der Vetter mir gelassen."

— „Und nun," sagte ich, „habet Ihr nur die Krähenvögel in Euren alten Bäumen."

„Ihr spaßet, Herr Studiosi," entgegnete sie; „aber es braucht bei uns kaum eines Hundes; mein armer Vater leidet an der Luft und schläft allzeit nur leis. Wenn es arg ihn überfällt, rufet er wohl nach mir; wir wandern dann gar manche Stunde miteinander, in der Stube und über den Flur in den Pesel, wo das Bild vom Schloß und von dem alten Bischof hängt. Da sind die draußen nimmer sicher, daß nicht ein Paar Augen durchs Fenster in die Nacht hinausschauen."

Sie sahe gar bekümmert aus, da sie solches erzählte, und ich sagte: „Du bist doch noch so jung, Renate!"

— „Ja; aber mein Vater hat gar niemanden sonst; meine Mutter ist lang schon tot."

Und somit waren wir unter die breiten Buchen in den Wald geschritten; da schlug noch eine Drossel aus dem Wipfel eines Baumes, und in der Ferne hörten wir es durch die Büsche brechen. „Das sind die Hirsche," sagte das Mädchen; „zu Herzog Adolfs Zeiten soll die Unmenge hier gewesen sein."

Dann teilete sie mit den Händen das Gezweige voneinander und sprach: Hier ist's, Herr Studiosi!" — Und wir standen oben an Störtebekers Hafen und sahen unter uns in das weite Treenetal hinaus. Es war aber nur eine Höhlung, so in das sandige Hochland hier hineinging; das Wasser floß itzt fern davon in seinem schön geschlängelten Laufe durch die Wiesen. Renate führte mich zu einer dicken schrundigen Eichen und zeigete auf einen schier vernarbten Spalt in deren Stamme. „Sehet, Herr Studiosi, hier hat der Urahn seine Axt hineingehauen, als die Kriegsarbeit getan war und die Räuber da hinab zu ihren Schiffen rannten. Er hat auch eine Tochter gehabt, die hat, wie ich, Renate geheißen, und weil ihr Vater im Gefecht es so gelobet, so hat sie in ein Kloster sollen; da sie aber aufgewachsen, hat sie dazu nein gesprochen und ist hernach dann meine Ahne worden."

Sie hatte sich an den Baum gelehnt und ihre Hände vor sich in den Schoß gefaltet; so schauete sie in das Abendgold hinaus, das itzo allgemach am Erdenrand emporglomm. Ich aber blickte auf dies junge ernste Antlitz und mußte mich fast sorglich fragen, was denn wohl sie in solchem Fall gesprochen haben würde; und lobete im stillen unsern Vater, Dr. Martinum, daß er dem Unwesen der Klöster bei uns ein Ziel gesetzet.

Indem ich solches dachte, richtete sie sich jählings auf. „Nehmt's nicht für ungut," sprach sie hastig; „aber ich bitt' Euch, wollet itzo mit mir durch das Holz gehen; es führt von hier ein Richtsteig nach dem Moor hinüber."

Und da ich eine Unruhe auf ihrem Antlitz las, so frug ich, ob sie etwan um ihren Vater sorge.

Da schüttelte sie sich als wie aus einem Traume und sagte: „Es wird nichts sein, Herr Studiosi; aber wenn Ihr wollt, so lasset uns eilen; vielleicht, er mag uns dann entgegenkommen!"

So gingen wir in den tiefen Wald hinein. Immer stiller wurde es um uns her und immer mächtiger wuchs die Dunkelheit; nur kaum noch mochte ich Renatens anmutige Gestalt erkennen, wie selbige unter den hohen Stämmen so rasch vor mir dahinschritt. War mir mitunter, als gaukele vor mir dort mein Glück, und müsse ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle. Wußte aber gar wohl, daß des Mädchens Sinnen itzo auf nichts als einzig nur auf ihren Vater zielete.

Endlich dämmerte es durch die Bäume wie graues Abendlicht, der Wald hörete auf, und da lag es vor uns — weit und dunstig; hie und da blänkerte noch ein Wassertümpel, und schwarze Torfringeln rageten daneben auf; ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes suchte, revierete mit trägem Flügelschlage über dem Boden hin. An meiner Seite stund Renate; ich hörte ihren Odem gehen und konnte gewahren, wie ihre Augen angstvoll und nach allen Seiten in die vor uns hingestreckete Nacht hinausschauten; denn uns im Rücken hinter den gewaltigen Schatten des Waldes lag das letzte Tageleuchten. Da mußte ich mit dem Psalmisten sprechen: „Herr, du machest Finsternis; und es wird Nacht; aber Himmel und Erde sind dein: denn du hast sie gegründet und alles, was darinnen ist!"

Indem aber rührete Renate mit der einen Hand an meine Schulter und mit der andern wies sie auf das Moor hinaus.

„Was meinest du, Renate?" frug ich.

— „Sehet Ihr nicht? Dort?"

Und da ich meine Augen anstrengte, meinete ich fern im Duste einen Schatten schreiten zu sehen; aber nur eines Atemzuges lang. „War das dein Vater?" frug ich wieder.

Da nickte sie und sprach: „Verzeihet, meine Angst war töricht; er ist schon jenseits unseres Moores auf der festen Geest."

„So lasset uns eilen," rief ich; „ob wir ihn noch erreichen mögen!"

Aber sie ergriff mit beiden Händen meinen Arm: „Das Moor, Herr Studiosi, kennt Ihr das Moor? Wir können nimmermehr hinüber!" Dann, als ob ein plötzliches Grauen sie befiele, zog sie mich zurück und sagte: „Kommet, hier führt der Weg am Wald hinab!" und ließ meine Hand nicht los, so lange wir den düsteren Ungrund an unserer Seiten . . .

* * *

Die Handschrift ist hier lückenhaft; zunächst fehlen einige Blätter gänzlich, das dann Folgende ist durch Wasserflecke fast zerstört. Doch ist zu ersehen, daß der Studiosus Josias ein Musikfreund und mit seinem Vater der Ansicht Dr. Luthers war, die lateinische Sprache habe viel feiner musica und Gesanges in sich, daher man sie keineswegs aus dem Gottesdienste solle wegkommen lassen. — Schon als Knabe hatte er zu den auserwählten Schülern gehört, welche dem derzeitigen Husumer Kantor Petrus Steinbrecher vor der Frühpredigt assistierten und „zur Ehre Gottes und zur Erweckung eines jeden Christen Devotion" von der Orgel in die damalige gewaltige Kirche hinab das Te Deum laudamus mitgesungen. Hier in Schwabstedt werden derzeit sich auch noch Reste des lateinischen Kirchengesanges erhalten haben; denn es gelingt ihm — wo, ist nicht ersichtlich — eine Anzahl junger Kirchensänger und -sängerinnen um sich zu versammeln, wie es heißt, „zur besseren Einübung der bekannten, sowie Erlernung einiger neu hinzugebrachter Lieder". Renatens Stimme, welche „gleich einem silbern Licht ob allen anderen schwebete", scheint den Zauber noch verstärkt zu haben, den die Bauerntochter so unbewußt auf unseren Gottesgelahrten ausübte. Worauf sonst in jenem Sommer der Verkehr der beiden jungen Menschen sich erstreckt habe, ist nicht erkennbar; erst mit dem Ende desselben beginnen wieder die bis zu einem gewissen Punkte fortlaufend erhaltenen Teile der Handschrift, der nun wieder wie vorhin das Wort gelassen wird.

* * *

. . . . war es eines Abends Ende Septembris, als ich ich mit meinem Vater sel. in dessen Studierstüblein über Abfassung einer Supplike an unsern allergnädigsten Herzog

beisammensaß; denn da meinen lieben Vater wegen übermäßiger studia in seiner Jugend eine Augenschwäche befallen, so hatte er es gern, wenn ich für ihn die Feder führete. Wollte nämlich die Angelegenheit mit unserem Keller noch immer keinen Fortgang nehmen. Zwar hatte der Hofbauer, nur auf meine frühere Rede — denn mein Vater wollte ihn nicht um seine Dienste angehen — die Sache noch einmal in der Gemeinde fürbracht; aber die Bauern hatten ihm erwidert, der alte Pastor habe bei seinem Bier gut predigen können, so werd' der Keller auch wohl für den neuen reichen.

Es war nun an diesem Abend ein gar wüstes Wetter, und brausete es draußen von dem Walde her, daß man hier innen oft die Worte kaum erfassen konnte.

„Schreibe nun so," sagte mein Vater, indem er zu mir rückte: „Obgleich die meisten meiner Beichtkinder mir herzlich gern einen besseren Keller gönneten, so waren doch derer, die halsstarrig dawider stritten; von Mitten Maji bis hieher habe kein frisch und kühl, sondern nur sauer Bier gehabt; und was mir das vor eine Plage gewesen, ist Gott am besten bekannt; wieviel aber von solchen Gaben Gottes, salvo honore, zum Schweinetrank hingießen lassen, will ich hier seufzend übergehen."

Ich entsinne mich noch aller dieser Worte meines lieben Vaters; denn ich setzete die Feder ab, weil mich ein Bedenken anwandelte, Hochfürstliche Gnaden also wegen des pastoris sauerem Bier in Compassion zu nehmen. Als ich aber solches eben nur geäußert, hörte ich draußen auf der Hausdiele ein laut Gerede mit unserer alten Margret. Wurde dann auch unsere Stubentür gewaltsam aufgerissen, und erschien ein Mann in schier beschmutzten Reisekleidern, scheinbar von meines Vaters alter und auch wohl geistlichen Standes, aber mit vollem braunrotem Antlitz, daraus ein Paar kleine blanke Augen gar hurtige Blicke über uns hinlaufen ließen. „Salve, Christiane, confrater, dilectissime!" schrie er; „komme gar spät unter dein gastlich Dach! aber der Teufel, der mir als seinem scharfen Widersacher allzeit auf den Hacken ist, hatte mit seiner höllischen Kunst meinen Gaul vom Wege in das Moor hineingegaukelt, also daß ich ihn durch ein paar Kätner zwischen den Bülten habe müssen herausgraben lassen; der Unsaubere hat es wohl gerochen, daß ich unter meinem Wamse eine neugeschmiedete Waffen gegen ihn am Leibe trug. Und dabei schlug der heftige Mann gegen seine Brust und zog alsdann unter seinem Mantel ein dick manuscriptum herfür; das warf er vor uns auf den Tisch in meine Schreiberei hinein. „Siehe da," rief er, „mein „höllischer Morpheus" hat zwar dem holländischen Schwarmgeist, dem unverschämten Dr. Balthasar Beckern und seiner „Bezauberten Welt", den Text gefeget; aber der verworfenen Zauberer- und Hexenadvokaten erstehen immer mehr! Nitimur in vetitum, Herr Bruder! Es tut not, der unvernünftigen Vernunft, den Daumen gegenzuhalten!"

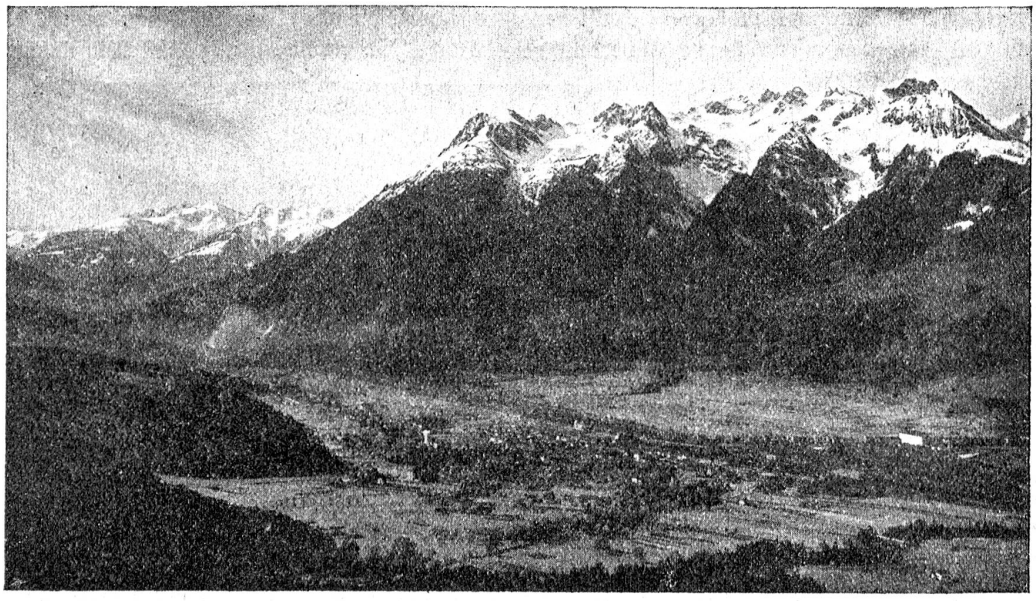
Aus solcher Rede wurd mir inne, daß ein gar hochgelehrter Mann in unser Haus getreten; und war es Herr Petrus Goldschmidt, derzeitiger Pastor zu Sterup, welcher als ein Husumer einstmals mit meinem lieben Vater auf dortiger Schulen und später auf der Universität beisammen gewesen. Er hatte aber nach seinem hochberühmten „Morpheus" ein zweites Werk fertiggestellet, und zwar gegen den Hallischen Professor Thomasius, der in seinem derzeit erst verdeutscheten Buche „De crimine magiæ" all Teufelsbündnis vor ein Hirngespinst erkläret und solcher Weise als ein rechter advocatus das unselige Hexen- und Trudenvolk der irdischen Gerechtigkeit zu entreißen strebte. Fehlete dem Herrn Petrus zur Edierung seines neuen Werkes nur noch die Einsicht etlicher Schriften, so er selber nicht besaß, aber wußte, daß selbige unter meines Vaters Büchern seien; ad exemblum des Remigii Dæmonologia, des Christ. Kortholdi Traktätlein von dem glühenden Ringe und etliche andere.

S. Freudenberger: Junge Frau in ihrem Boudoir. — 1768.
Original-Aquarell im Besitze von Frau G. v. B. in Bern.
(Lory-Ausstellung im Kunstmuseum Bern.)

„Habe zwar einen festen Kopf, Christiane," rief er; mißtraue aber weislich der menschlichen Schwachheit; und würde doch dem Pastor zu Sterup übel anstehen, sich von dem Vater der Lügen über faulen Zitaten ertappen zu lassen!"

Da nun mein Vater ihn willkommen hieß, warf er Hut und Mantel hochvergnüget von sich, und hörete ich mit Attention der beeden wohlerfahrenen Männer Wechselreden, so bald emsig hin und wider gingen. Zwar hatte ich wegen meiner Studien und um jugendlicher allotria willen, mit denen ich meine Zeit erfüllet, weder den Goldschmittischen Morpheus noch seiner Widersacher Schriften gelesen, fassete aber gegen letztere, da der gelahrte Mann sie explizierte, gar bald einen lebhaften Abscheu und wurde auch, da ich solchen kundtat, von selbigem weidlich belobt und verwarnet, daß ich auch künftighin mich nicht zu denen Atheisten und Schwarmgeistern gesellen möge.

Auch über dem Reisbrei, den meine liebe Mutter dem Gaste zu Ehren auf die Abendtafel brachte, nahmen diese



Bludenz, Städtchen mit 6000 Einwohnern am Eingang des Montafon und des Klostertales an der Arlbergbahn gelegen. Touristisches Zentrum mit Hotels und Gasthöfen.

Gespräche ihren Fortgang, so daß mein Mütterlein wohl gern von anderem gehöret hätte, und sie lieber anhub, ihr mäßig Bier mit vielen Worten zu entschuldigen und die Elendigkeit des Kellers zu beklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Vorarlberg in der Geschichte.

Von Dr. Paul Pirker, Bregenz.

Trüb ist unser historischer Blick, die Landkarte Europas erschien uns vor dem Kriege so ehrwürdig und unwandelbar, daß man darüber fast vergaß, wie sie aus Geschichte geworden und wieder zu Geschichte werden könnte. Die Donaumonarchie zerfiel, und es ist interessant, zu sehen, wie die einzelnen Völker, gleichsam aus einem Dornröschenschlaf erwacht, die von ihren Urvätern geschaffenen Staatswesen neu erstehen ließen, um so endlich in einem selbstgewollten Zweck sich auszuwirken. Mit alten vergilbten Urkunden fordern diese neuen Staaten ihre Anerkennung in der Völkerfamilie und da auch in unserem kleinen Nachbarlande der Ruf nach Selbständigkeit ertönte, so möge ein Rückblick auf die Geschichte des Vorarlbergs zum Verständnis der Gegenwart beitragen.

Die Bucht des Bodensees, die gegen Süden am tiefsten in die Kette der Alpen einschneidet, erschien bereits den Römern als bequemste Verbindung mit Italien, und so erbauten sie eine Straße, die über den Splügen-Chur nach Bregenz führte und sich über Winterthur nach Basel hinzog. Bregenz wurde gleichsam als Brückenkopf ausgebaut und zahlreiche Niederlassungen (Rankweil, Bluden usw.) bezeugen, welcher Wert dem Lande beigemessen wurde. Im Herzen von Europa gelegen, lösten sich hier die Alemannen, Gothen und Franken in der Herrschaft ab und es währte in das siebente Jahrhundert, bis das deutsche Element im Lande herrschend wurde. Um diese Zeit kamen auch die ersten Boten des Christentums und erbauten die Bethäuser in Glaris und St. Gallen. Unter Karl dem Großen war das Land in drei Gaue eingeteilt und dem Grafen von Montfort der Argengau zugewiesen.

In den Ungarkämpfen trat das Land zum erstenmal in den Interessenkreis der Schweiz. Für alle Völker, die von Osten kamen, bildete der Rhein ein großes Hindernis und so mußten sie zur Fortsetzung ihrer Wanderungen den Oberlauf des Flusses zu gewinnen trachten. In dieser Erkenntnis sandte der Bischof von Chur seine Streiter beim Herannahen der Ungarn über die Bregenzerklause, befestigte Wasserburg am Bodensee und verhinderte so den Einfall ins Rheintal. Nun blieb Vorarlberg bis ins 16. Jahrhundert enge mit der Schweizergeschichte verbunden. Gegen Osten durch große Gebirge getrennt — über den Arlberg führte nur ein gefährlicher Saumweg, der erst 1824 zu einer Straße ausgebaut wurde — zu klein, um eigene Politik mit Nachdruck führen zu können, zudem nach außen nie eine Einheit darstellend, ist das Land in stete Mitleidenschaft gezogen durch die Schweizerwirren nicht minder als durch die Kämpfe des Hauses Habsburg um den Schweizerbesitz. Als Rudolf von Habsburg mit St. Gallen in Fehde war, traten Bregenz und Feldkirch auf die Seite dieser Stadt, und als sie unterlag, hielt Vorarlberg zum Bischof von Chur, der im Verein mit Zürich den Kampf gegen Albert von Oesterreich fortsetzte. Bald darauf zerstörten die St. Galler, vereint mit dem Grafen von Bregenz, Altstätten, um dann im Auftrage des Kaisers Feldkirch zu belagern, welches die Reichsobrigkeit nicht anerkennen wollte.

Reutlingerhütte und die Pflunsspitzen (Vorarlberg).

Ebenso zahlreich wie die Kriege waren die Bündnisse dieser Städte; in der bunten Flucht der Erscheinungen zeigt sich nirgends eine führende Richtlinie der Politik; nur ein-